

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 73 (1928)
Heft: 35

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, September 1928, Nummer 7
Autor: E.J. / Javet, M. / M.W.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von unserm Obst

Lektionsskizze für eine 7. Klasse.

Auf dem Tische befinden sich eine Wage, ein Meßzylinder und in einem Papiersack mehrere Würfelzucker. Ein Schüler bringt für die Lektion einen großen saftigen Apfel mit. Das Interesse für das kommende ist damit bereits geweckt.

Als Lektionsziel wird der Klasse eine Betrachtung über die Zusammensetzung des Inhaltes des Apfels bezeichnet. Durch die Frage, was sie am Apfel besonders schätzen, angeregt, finden die Schüler, daß im Apfel Zucker, eine Flüssigkeit und Holzfasern vorhanden sind. Ich teile den Schülern mit, daß die Gelehrten, durch besondere Untersuchungen folgende Zusammensetzung gefunden haben:

Wasser .. = 84%	Holzfasern .. = 6%	Eiweiß... = 1/2%
Zucker .. = 8%	Säure = 1%	Asche ... = 1/2%

Von diesen Stoffen schätzt ihr den Saft und den Zucker am meisten. Wir wollen ausrechnen, wieviel von beiden in diesem großen Apfel vorhanden ist. Es wird nun festgestellt, daß wir den Apfel zuerst wägen müssen. Zwei Schüler führen es aus und finden, daß der Apfel 360 g wiegt. Nachdem 1% als 3,6 g festgestellt ist, errechnen die Schüler in ihren Notizheftchen die andern Betreffnisse, und gemeinsam werden hinter die Prozentzahlen die unsern Apfel betreffende Gramme gesetzt. Wasser und Zucker sollen veranschaulicht werden. Ein Schüler füllt in den Meßzylinder die berechnete Menge Wasser, die man mit etwas Farbe in Süßmost verwandelt; die Schüler staunen über die Menge. Hier ist der Moment, dem Schüler die Früchte als idealen Tourenproviand zu empfehlen. — Wieviel Zucker enthält der Apfel? Zuckerquantitäten kann man sich am besten in Form von Würfelzucker vorstellen. Was ist also zu machen? Warum dürfen wir nicht nur einen Würfelzucker wägen? Gewicht ist verschieden, darum ist das durchschnittliche Gewicht eines Würfelzuckers festzustellen. Die Wägungen werden wieder durch Schüler ausgeführt, sie bestimmen das Durchschnittsgewicht des Würfelzuckers zu 5,8 g. Der Apfel hat somit einen Zuckergehalt von vier Würfelzuckern; dieselben werden neben den Meßzylinder gelegt, so daß der Schüler Apfel, Flüssigkeit und Zucker nebeneinander sieht und das Bild in sich aufnehmen kann. Wir werden nun mit einigen Worten auf den Unterschied zwischen Fruchtzucker und gewöhnlichem Zucker aufmerksam machen, in bezug auf seine Wirkung bei der Ernährung. Da im Apfel der Zucker im Saft gelöst ist, bringen wir die Würfel ebenfalls in die Flüssigkeit. — Als Aufgabe für die zweite Stunde wird die Betrachtung über die Verwertung des Apfelsaftes bezeichnet.

Die Schüler schreiben als schriftliche Betätigung die rechnerischen Ergebnisse, auf deren übersichtliche Darstellung an der Tafel während der Lektion besondere Aufmerksamkeit verwendet wurde, in das Heft für angewandtes Rechnen, darunter setzen sie als Illustration Apfel, Meßglas und Würfelzucker.

Beim Beginn der zweiten Stunde stehen der Apfel und das Glas mit dem hergestellten Obstsaft vor der Klasse.

Nur ein kleiner Teil unserer Obsternte wird roh gegessen, was geschieht mit dem andern? Wir kommen nun auf den Süßmost und den vergorenen Most zu sprechen. Die Schüler stellen fest, daß im vergorenen Most der Zucker fehlt, daß dafür etwas neues hinzugekommen ist, das berauscht, und vermuten, daß aus dem Zucker Alkohol entstanden ist. Jetzt muß mit kurzen Worten auf die Gärung eingetreten werden. Nachdem man sie über Größe und Teilung und Vermehrung der Bakterien orientiert hat, erinnert man an die geronnene Milch, wo ein Bazillus die Milch in einen festen und einen flüssigen Teil scheidet. So vermag der Hefepilz den Fruchtzucker in Alkohol und Kohlensäure zu scheiden, er verwandelt uns ein gutes, gesundes Getränk in zwei Gifte. Wir versuchen nun auszurechnen, wieviel Zucker in unserm Land durch den Hefepilz vernichtet wird.

Obstertrag 1924 = 5 181 000 q. Wenn $\frac{3}{4}$ vermostet werden ergeben sich 3 885 750 q Mostobst.
Zuckergehalt = 8%. 1 q Mostobst enthält 8 kg Zucker. Zuckergehalt von 3 885 750 q Mostobst = 310 860 q

Traubenernte 1924 (unter Mittel) = 340 000 q
Zuckergehalt 19%, 1 q Trauben = 19 kg Zucker.
Zuckergehalt von 340 000 q Trauben = 64 600 q

Kirschenernte 1924 = 180 000 q. Wenn $\frac{1}{2}$ Ernte gebrannt = 90 000 q. Zuckergehalt 15%, 1 q Kirschen = 15 kg Zucker. Zuckergehalt von 90 000 q Kirschen..... = 13 500 q

Zerstörter Fruchtzucker 1924 = 388 960 q

Könnte man diese Zuckermenge in einen einzigen Zuckerhut umgießen, so ergäbe es nach den Berechnungen der Mathematiker einen Zuckerstock mit folgenden Ausmaßen; nun hänge ich das von der Schweiz. Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus in Lausanne herausgegebene Plakat, das diesen Zuckerstock neben dem Berner Münster darstellt, vor die Klasse. Ein Staunen geht durch die Schülerreihen.

Ich schließe die Lektion mit den wenigen Worten: Soviel Zucker könnten wir unserm Volk als Nahrungsmittel erhalten, wenn wir keine vergorenen Getränke herstellen würden. Jeder, der statt alkoholhaltiger Getränke Obst ißt und Süßmost trinkt, ist ein Mitarbeiter an dieser großen Aufgabe.

Als schriftliche Arbeit folgt wieder die Abschrift der Rechnungen. Wer diese Arbeit beendet hat, darf das Plakat in sein Heft oder auf ein Zeichnungspapier abzeichnen.

Als Literatur für solche Rechnungen und für den Antialkoholunterricht überhaupt eignen sich vorzüglich Jungbrunnenheft Nr. 9, herausgegeben vom Schweiz. Verein abstinenten Lehrer und Lehrerinnen, zu beziehen für 20 Rappen beim Alkoholgegnerverlag Lausanne, und das Schweiz. Taschenbuch für Alkoholgegner, beim gleichen Verlag zu Fr. 2.40 erhältlich. E. J.

Die Schnapsfrage im Geschichtsunterricht

Wenn wir vor Schülern von der Schnapsfrage reden, so müssen wir das mit ganzem Ernst tun. Denn einmal kommen solche Dinge den Kindern gerne lächerlich vor, da sie die ganze Größe der Schnapsnot nicht kennen, nicht kennen können glücklicherweise. Sodann ist es für junges Volk unendlich schwer, den Weg zur befreienden Tat zu überblicken. Was selbst Regierungen und Parlamente kaum zu lösen vermögen, das muß für Kinder erst recht schwer sein, und leicht kann aus bloßer Feststellung von Tatsachen der Eindruck entstehen, daß auf diesem Gebiete überhaupt nichts zu machen sei.

Nun können wir aber bei Besprechung der Schnapsfrage ein Unterrichtsmittel anwenden, das immer wirksam sein wird. Wir können so recht erzählen. Wir brauchen uns nicht zu verlieren in langatmigen Schilderungen, wir können an Hand vieler Stoffe, die verhältnismäßig leicht zu bekommen sind, durch lebhaft und spannende Erzählung in tiefe Zusammenhänge wirtschaftlicher, seelischer und sozialer Art einführen.

1. Wie kam vor hundert Jahren eine Schnapspest ins Land?

Vor hundert und mehr Jahren durchtobten wilde Kriege die Länder Europas. Auch unser Land wurde schwer geschädigt. Die Handwerker und Fabrikanten mußten ihre Werkstätten schließen. Die Handelsleute konnten keine Geschäfte mehr machen. Nach den Kriegen kamen besonders schwere Zeiten, die Ernte ging im Boden zugrunde, nicht einmal der Landmann hatte etwas zu beißen. Die Lebensmittel waren fast nicht zu bekommen. Die Preise stiegen, das Brot kostete das Drei- und Vierfache. Was man sonst noch wenig geachtet hatte, das wurde jetzt sehr geschätzt. Besonders die Kartoffeln. Mit Kartoffeln kann man in der Schweiz in Kriegszeiten, wenn kein Getreide mehr ins Land kommt, alles Volk, Groß und Klein, speisen. Die Kartoffel gedeiht überall, im steinigten Schachen (Grien- oder Kiesboden im Emmental), besonders gut an nicht zu steilen Halden, wo sie nicht in Gefahr ist zu

ertrinken, wenn Regenwetter kommt. Sie ist so ein rechter Trost für die Bergbäuerlein und für Leute, die auch ein steiniges Winkelchen ausnützen möchten. (Erzählen, wie „Chlepferränni“ — in Simon Gfellers „Meieschöbli“ — beim Kartoffelgraben andächtig die Hände auf dem Karststiel faltet, wenn so recht große Erdäpfel aus dem Boden hervorkommen.) Will jedes Menschenkind in der Schweiz ein Kilo Kartoffeln im Tag essen, so braucht's im Jahr 365 Kilo, wenn eine Ar 130 Kilo trägt, so braucht's für jeden Kopf 280 Quadratmeter, das gibt für das ganze Schweizervolk (mit den Großen ausrechnen!) die 1000 Quadratkilometer, die wir leicht für den Kartoffelbau bereitstellen können. Die Schweiz mißt 41 300 Quadratkilometer.

Damals, besonders in den Jahren 1817 und 1818 wurden die Kartoffeln überaus geschätzt, sie wurden zusammengehamstert. Keller, Speisekammern, Speicher und Schränke wurden in Vorratskammern verwandelt. Aber es wurde so unsinnig gehamstert, daß vieles zugrunde ging. Man zahlte unsinnige Preise für die Bodenfrüchte. Die Regierungen mußten einschreiten und der Not so gut es ging wehren: Sie verboten die Ausfuhr, bestrafte den Schmuggel, setzten Höchstpreise fest, sie verteilten selbst die Kartoffelernte und hielten in allen Kellern und Speichern Nachschau nach den Erdknollen. An die Bauern wurden Saatkartoffeln abgegeben. Das Brotmehl wurde mit Kartoffel- und Reismehl gestreckt. Überflüssige Esser, Hunde und Katzen, wurden verboten und erschossen. (Alle Einzelheiten ausmalen.)

Alles nahm in der Not seine Zuflucht zu den Bauern, die noch etwas hatten. Die Bauern lernten den Wert ihrer Erzeugnisse kennen, die Teuerung wurde ihnen zum Lehrmeister, sie pflanzten jetzt ungeheißener mehr Kartoffeln an. Sie lernten auch die Kartoffeln schützen gegen Krankheiten, sie pflanzten neue Sorten (welche Sorten pflanzt man heute?), und später fanden sie heraus, daß nicht jeder Boden sich eignet für Kartoffelbau.

Auf die fetten folgten aber wieder magere Jahre. Die Preise sanken, es gab wieder Gold- und Silbergeld, statt Banknoten und Scheine. Die Landwirte aber konnten nun ihre Erzeugnisse nicht mehr so gewinnreich verkaufen. Es gab ihrer viele, denen es während der Kriegsjahre besser ergangen war, als während der nachfolgenden Jahre.

Da gab es aber an vielen Orten wieder andern und besseren Verdienst. Die Bauern, die sich nur mühsam ernährten, sahen wie da und dort eine Fabrik, eine Spinnerei oder Weberei aufging. Sie suchten dort leichten und guten Verdienst. Der Bauer aber, der seiner Scholle treu blieb, wußte sich auch zu helfen. Er legte wieder Wiesen an statt Kartoffeläcker. Dabei konnte er damals mehr Nahrung verkaufen als beim Kartoffelbau. (Heute trägt der Kartoffelbau fünfmal mehr ein als der Wiesenbau, aber die Kartoffeln finden zu wenig Absatz.)

Der Bauer hatte jetzt Futter für die Kühe, er hatte jetzt reiche Überschüsse an Milch. Es entstanden die Talkäsereien, während man früher nur in den Alphütten gekäst hatte. Die Bauern schickten jetzt soviel Milch als möglich in die Käseerei, um recht viel Milchgeld ziehen zu können.

Merkwürdig aber, der Bauer selbst ernährte sich nicht mehr allein von Milch und Käse, wie es die Altvordern getan, jetzt kam Fleisch auf den Tisch.

Der Bauer suchte aus dem Boden einen großen Ertrag zu ziehen. Die neue Zeit war dafür günstig. Überall wurden Handel und Gewerbe freigegeben. Die Zehnten und Bodenzinse verschwanden, da jetzt das Land nicht mehr nur einzelnen Familien gehörte, sondern den Bauern selbst. Aber es kamen neue Abgaben, die Zinse wanderten auf die Schuldenbanken, und die Zinse mußten auf den festgesetzten Tag (solche nennen) bezahlt werden.

Wie froh war der Bauer, daß er aus seinem Boden den drückenden Bankzins herauswirtschaften konnte! Wieder wurde der Kartoffelbau für ihn lohnend, er fütterte die Kartoffeln dem Vieh.

Nun hatte schon viel früher ein bernischer Landvogt Samuel Engel in der schönen Waadt den Bauern gezeigt, wie man die Kartoffeln, sogar die kleinen und schlechten und die Abfälle gewinnbringend verwerten könnte. Er ließ Brennshäfen bauen und stellte mit ihnen ein Getränk her, das so stark war wie das Getränk, das sonst aus Weintrestern hergestellt wurde.

In guten Jahren, wenn der Bauer viel erntete, wurden Brennshäfen gekauft, und es wurde zu brennen begonnen.

2. Vom Fluch des Kartoffelschnapses.

Ich will euch nun eine Geschichte erzählen, wie es damals zugeing, als man anfang, alle Überschüsse der reichen Kartoffelernten in billigen Schnaps zu verwandeln. Die Geschichte stammt aus einem alten Volkskalender und wurde verfaßt von dem solothurnischen Volksdichter Alfred Hartmann (hier nach dem Text von Dr. G. Burekhardt).

Der Erdäpfelteufel.

Ich will euch eine Geschichte aus der Zeit erzählen, wo eure Urgroßeltern noch jung waren.

In einem einsamen Schachen (angeschwemmter, schlechter Kiesboden) an der Aare stand damals eine Hütte hinter Weiden und Erlen halb verborgen. Junge Erlen wuchsen gar auf dem halb verfaulten Strohdach, sonst hätten Mond und Sonne wohl auf den armseligen Laubsack hineingeschienen, der fast den einzigen Hausrat in der einzigen Stube ausmachte.

Der Bewohner der Schachenhütte hieß Ruedhannes und war in jungen Jahren Soldat gewesen in Neapel, wo der Dreier Wein einen Halbbatzen kostet. Jetzt tagelöhnete er, wenn er nicht hinter einem halben Schoppen Schnaps saß oder hinter einem Hag einen Rausch ausschließte oder daheim die Frau prügelte.

Das Lisebethli war früher das schönste Mädchen weit und breit gewesen. Aber jetzt hat es dir wüst geböset! Wo sind deine roten Backen geblieben und deine Kappe mit dem himmelblauen Mäscheli? Was hast du aus deinen runden Armen gemacht, aus deinem samtigen Vorstecker und deinen seidenen Fürtüchern? — Um die Schachenhütte schleicht jetzt ein bleiches, mageres Ding, dem Hunger und Kummer aus den hohlen Augen schauen. Von seinem abgeschossenen Jüpplein lampen die Fetzen herunter und daran hangen ein paar in Lumpen gehüllte Kinder. Wer von denen, die vor Jahren einmal mit dem hoffärtigen Lisebethli getanzt haben, vermöchte des Ruedhannes Frau jetzt wiederzuerkennen?

„Nenni, gimmer öppis z'sässe,“ rief der ältere Bub und blickte mit hohlen, hungrigen Augen an die Mutter hinauf. „Ig au ässe,“ lallte der jüngere nach. „Ich habe kein Brot mehr,“ war der Mutter Antwort. „Su wei mer Händöpfel,“ schrien beide wie aus einem Munde. „Ich habe auch keine mehr.“ Da fingen beide Buben bitterlich zu flennen an. „Ihr müßt nicht briegen,“ beschwichtigte die Mutter; „vielleicht kramt euch der Ätti Brot, wenn er heim kommt, und Erdäpfel wird es dann auch bald geben auf dem Pflanzplätz. Chömet, Ching, mir wei go luege, wie sie so chrutig sy und so schön blüije.“ Und ein Strahl des Trostes fuhr der Lisbeth durch das Herz, und ein Sonnenblick der Freude über das bleiche Gesicht. Denn der Erdäpfelplätz hinter der Hütte, der war ihre einzige Zuversicht und ihr rechtmäßiger Stolz. Ganz allein, mit Hacke und Karst, hatte sie das wilde Flecklein Erde zahm gemacht. Wie oft hatten ihre Hände geblutet von den Brombeerstauden, die sie hatte reuten müssen! Wie mancher Schweißtropfen war ihr von der Stirne geronnen, bis der Haufen Steine zusammengelesen war, der jetzt neben dem Acker lag! Wie manchen Abend hatte sie sich hungrig auf den Laubsack gelegt, bis die Setzlinge vom eigenen Mund abgespart waren. Dafür gedieh aber jetzt die Pflanzung so freudig. Breit legten sich die Stauden über die angehäufelte Erde. Dolde an Dolde hingen die weißen, blaßblauen und rötlichen Blüten mit dem goldgelben Herz.

„Lueg, Hansli, wie si gwachse sy sit em Sunntig! Gäll, Ruedeli, wie schöni Meje si hei! Und wenn sie erst zeitig sind, so brauchen wir niemals keinen Hunger mehr zu haben, den ganzen Winter nicht.“ „Brägleti Händöpfel, die sind guet,“ schmunzelte der Hansli. „Wenn chöme-mer über? Gäll, Mueti, hüt wottsch is choche?“ hielt der kleine Ruedeli an. „Ihr müßt warten bis sie reif sind,“ belehrte die Mutter, was aber der hungrige Magen des Buben nicht recht begreifen wollte. „Mueti, mach, daß si jetze scho zytig sy!“

Um die Kinder zu geschweigen, erzählte ihnen nun Lisbeth von all den guten Sachen, die sie ihnen aus den Erdäpfeln zubereiten wolle, wenn sie dann erst reif wären: Erdäpfelmöckli, Erdäpfelbry, Erdäpfelrösti, Erdäpfelsuppe. „Dann wollen wir sie aber auch in der Asche braten, wenn wir unsere Geißen hüten,“ meinte der Hansli.

So kehrten die Mutter und die Buben zwar ebenso hungrig nach der Schachenhütte zurück wie sie gegangen waren, aber viel reicher an Hoffnung, und glücklich in der Aussicht auf die leckeren Erdäpfelmähler, die in etlichen Wochen ihrer warteten. Sie setzten sich auf ein paar Reiswellen vor die Türe, auf den Vater zu harren, der schon Samstag früh fortgegangen war, — auf die Arbeit, wie er sagte, aber jetzt, Sonntag nachmittags, noch immer nicht heimkehren wollte.

War es Liebe, warum Frau und Kinder auf den Vater blangten? Schwerlich! Denn zu oft schon hatte er nur Flüche und Prügel heimgebracht. Aber heute hatte sie der Gang zum Erdäpfelplätz besonders freudig gestimmt. Könnte nicht der Vater einmal gut gelaunt heimkommen, vielleicht gar einen Laib Brot mitbringen, daß man etwas zum Einbrocken gehabt hätte in das Tröpflein Geißmilch zum Nachtessen?

Schon schien die Sonne schräg durch das goldgrüne Erlenlaub, und die Amsel piiff im Wald ihr Abendlied. Da tönte plötzlich aus dem Tannendunkel heraus das Johlen einer heisern Stimme:

„Allewyl Brenntewy mag i nit,
Zue Zyten es Chrüegli mit Bier;
Numen es Schätzeli han i nit,
Zue Zyte zwöi, drü oder vier.“

„Das isch der Vatter,“ meinte Hansli — der Lisbeth ging ein Stich durchs Herz.

„Ein Löhl, wer das Lied erfunden hat,“ rief jetzt der Ruedhannes, indem er aus dem Walde heraustretete, „Branntwein mag man alleweil.“

„Da weiß ich ein besseres,“ erwiderte eine andere Stimme aus dem Dunkel heraus:

„Schnaps, Schnaps, Schnaps! Du edles Getränk, Du bist und bleibst von der Natur das köstlichste Geschenk.“

„Das isch uf mi Gottseel wohr!“ bekräftigte Ruedhannes und ließ einen Jauchzer aus, daß es weit an den Waldrändern widertönte.

Ein Fremder trat hinter ihm zum Walde heraus. Das war ein seltener Fall, daß sich einmal jemand in den einsamen Schachen hinunterverirrte, hie und da etwa der Landjäger, wenn er den Ruedhannes einen paar Tannlein, die er im Mondschein geholt, vor den Präsidenten (Amtmann) bieten mußte.

Heut aber schien der Vater in allerbesten Laune, und der Fremde war kein Landjäger; er trug einen grünen Rock und ein graues Filzhütchen. Aber in seinem gelben Gesicht war, den Schnauz abgerechnet, kein rotes Flecklein zu sehen, und aus seinen grünen Katzenaugen stach es einen schon von weitem durch Leib und Seele. Der konnte nichts Gutes bringen! Der Lisbeth liefs kalt über den Rücken. Der Hansli duckte sich hinter die Reiswellen und Ruedeli suchte flehnend sich hinter das Fürtuch der Mutter zu verstecken.

„Lisbeth, mach der Ankehafe füre,“ rief der Ruedhannes schon von weitem, „ich bringe einen fremden Herrn zu Gast. Mußt uns kücheln.“ Das wäre eine Kunst gewesen für die arme Frau, denn nebst dem Anken braucht man bekanntlich zum Kücheln auch Mehl; und wie lange war's her, daß in der Schachenhütte weder das eine noch das andere gesehen worden war! Das Blut stieg in Lisbeths bleiche Backen. „Es wird wohl dein Ernst nicht sein!“ „Laß gut sein,“ stichelte der Grünröckler: „ich weiß wohl, die Weiber kücheln nur gern, wenn die Mannen aus dem Haus sind.“ „Ich habe nichts als ein paar Tropfen Geißmilch,“ entgegnete die Frau, „und hatte geglaubt, du bringest etwas vom Verdienst heim.“ „Geißmilch begehrt ich keine,“ lachte der Grünröckler, und, „so schlecht wie du mich machen willst, bin ich denn doch noch nicht,“ fügte der Ruedhannes bei; „ich denke auch an Frau und Kind daheim, wenn mir einmal etwas Gutes über den Weg läuft. Da nimm! mag dir auch ein paar Schlicker gönnen; es ist Erdäpfelgeist, vom besten; er brennt den Rachen hinab wie lebendiges Feuer.“ „Ich mag nicht, ich bin's nicht gewohnt,“ meinte Lisbeth. „So sauf du mira Geißmilch, bis du platzest; die will ich dir nicht vergönnen, so lang ich noch so was habe.“ Und heiser in den Wald johlend zog der Ruedhannes zwei Flaschen aus seinen Kitteltaschen hervor.

„So wollen wir an die Geschäfte,“ mahnte der Grünröckler. „Das ist nicht das letzte, das ich heute noch abzutun gedenke. Wie ich sehe, haben wir nicht mehr weit zu laufen; ich will mir die Sache nun gleich ein wenig näher anschauen.“ Und die beiden Mannen wandten ihre Schritte hinter die Hütte gegen Lisbeths Erdäpfelplätz. In dunkler Angst folgte ihnen die Frau von weitem.

„Die stehn nicht so bö,“ strich sich der Grünröckler seinen zündgelben Schnauz. „Brävere findet Ihr, mi Gottseel, im ganzen Kanton keine,“ bekräftigte der Ruedhannes; „es wird einen schönen Haufen geben.“ „Fünffzehn Säcke, wenn's gut will,“ antwortete der Fremde.

„Der versteht's“ dachte Lisbeth, die hinter einem Strauch zuhörte. „Dreißig Maß (45 Liter),“ fuhr der Grünröckler fort. „Willst du, so ist der Handel abgeschlossen.“ „Vierzig müssen's sein,“ märtete der Ruedhannes. „Wir teilen: fünfunddreißig, keinen Tropfen mehr. Magst nicht, so laß es bleiben.“ „Aber vom besten, wo man auch spürt im Hals,“ dinte der Säufer noch ein, „und die beiden Flaschen in den Taschen persee als Trinkgeld.“ „Es sei, schlag ein!“ und der Fremde streckte dem Ruedhannes die Hand entgegen.

Da ging der geängstigten Frau plötzlich ein Licht auf: Um ihre Erdäpfel sollte der Handel gehen, die noch unausgewachsen und ungeschält im Boden lagen, um ihre Erdäpfel, die Frucht ihres bitteren Schweißes, um ihre Erdäpfel, ihre und ihrer Kinder einzige Freude und Zuversicht. Aber da hatte sie auch noch ein Wort dazu zu reden. Und noch bevor der Ruedhannes hatte einschlagen können, stand sie zwischen beiden: „Die Erdäpfel gehören mir; ich habe sie gepflanzt und besorgt; ich lasse sie nicht um Schnaps verschachern.“

Aber der Grünröckler grinste sie höhnisch an: „Euer Mann ist euer natürlicher Beistand; er kann mit der Sache schalten und walten nach seinem Belieben. Oder wollt Ihr etwa um Gütertrennung nachsuchen? Mich dünkt's, es wäre kaum der Mühe wert.“ „Und mich dünkt's,“ erwiderte Lisbeth, „eine arme Frau ausfoppen, trage so einem Herrn nicht viel ab. Und die Erdäpfel laß ich doch nicht verkaufen.“

Dem Ruedhannes war es ungelegen, daß die Frau ihm in den Handel gelaufen. Er stand da, als ob er das Öl verschüttet hätte, und kratzte sich hinter den Ohren. „Hat eigentlich hier die Frau die Hosan an?“ fragte der Grünröckler, „es kommt mir fast so vor,“ denn er hatte dem Ruedhannes bald angemerkt, wo er kitzlig war. Der legte nun gegen seine weinende Frau los: „Jetz zäpf di, oder i wisch dir eis hinder d'Ohre daß d'weisch, warum d'plärisch!“ „Das ist einmal gesprochen wie ein Mann,“ ermunterte der Fremde; der Handel ist also abgemacht.“

Aber Lisbeth, um deren Hoffnung es ging, war nicht so leicht abzufertigen. „Ich bitt' dich um tausend Gotteswillen, tu das mir und den Büblein nicht zu Leid. Was sollen wir denn essen den ganzen langen Winter, wenn wir die Erdäpfel nicht haben?“ „Es gilt fünfunddreißig Maß vom besten,“ flüsterte auf der andern Seite der

Fremde: „Erdäpfel fressen ist gut für die Säue,“ brüllte der Ruedhannes die Frau an, „wir wollen sie saufen. Hörst du nicht? Fünfunddreißig Maß gibt's und dazu noch zwei Flaschen.“ „Willst du deine eigenen Kinder verhungern lassen?“ bat Lisbeth. „Solcher kleiner Kanailen gibt's noch genug auf der Welt, ob die draufgehen oder nicht,“ meinte der Grünröckler; „bevor er sich umsieht, hat der Ruedhannes wieder die Hütte voll solcher Schreihälse, — mehr als ihm lieb sind.“

Der Lisbeth wollten die Haare zu Berg stehen bei dieser Rede; Angst und Zorn lösten ihr die Zunge: „Seid Ihr eigentlich ein richtiger Mensch oder ein Udüfel (Unteufel)? Habt Ihr denn auch ein Herz im Leib? Ihr solltet Euch schämen, daß Euch das Blut rot würde; aber mich dünkt es, das Schämen habt Ihr schon lang verlernt, sonst würdet Ihr nicht dem lieben Herrgott sogar den Sonntag abstehlen, um arme Weiber und Kinder um ihre letzten Erdäpfel zu bringen!“

Im Grünröckler kochten Gift und Galle: „Jetzt, Ruedhannes, schaff mir das Mensch vom Halse, sonst ist es mit dem Handel aus. Den fünfunddreißig Maß kannst du dann nachsehen, und die zwei Flaschen, die du schon hast, gibst du mir auch wieder heraus. Fehlt dir aber nur die Kurasch dazu, die Frau zur Raison zu bringen, so wird ein guter Schluck dem Ding schon nachhelfen.“

Das ließ sich Ruedhannes nicht zweimal raten und tat ein paar lange Züge von dem Trinkgeld. „Jetzt will ich beim Sakermant zeigen, wer im Schachen Meister ist,“ und fuhr mit Flüchen und Schlägen auf Lisbeth los, bis sie blutend und heulend den Erdäpfelplätz im Stiche ließ.

Jetzt war der Handel bald im Reinen: den ganzen Ertrag des Äckerleins sollte der Grünröckler für seine Brennerei erhalten und dafür gleich beim Abholen den ausbedungenen Schnaps in die Schachen hütte liefern. „Komm einmal bei mir vorbei, dann will ich dir einen Tropfen einschenken, wie du deiner Lebtag noch keinen getrunken. Jetzt aber kann ich mich nicht länger aufhalten; ich habe heute noch manchen Kauf abzuschließen,“ damit warf der Fremde noch einen Blick über den grünen Acker und verschwand darauf im Walde.

„Mer sin hungrig,“ riefen die Buben, „Vatter, hesch üs nüt chro-met?“ Lisbeth lag krank auf dem Laubsack.

„Freilich hab ich etwas gekramt; es ist gut für den Hunger und für den Durst.“ Damit zog er seine Flaschen hervor. Hansli, den der Hunger im Magen zwickte, griff gierig darnach. „Der kann's,“ lachte der Alte, „nun soll's auch der Ruedeli probieren.“ Unterdessen leerte er die andere Flasche in gierigen Zügen.

Bald lagen Vater und Buben betäubt am Boden. Lisbeth hob die Kinder auf und brachte sie zu Bette, dann wälzte sie sich in trostlosem Kummer auf ihrem armseligen Lager. Der Morgen weckte sie aus schweren Träumen. Hansli und Ruedeli lagen noch bleich und schwer atmend. Ruedhannes war schon fort. „Ist es einer meiner bösen Träume gewesen oder ist es wahre Wirklichkeit, daß der Vater die Erdäpfel schon im Boden dem Grünröckler um Schnaps verkauft? Nein, das kann, das darf nicht sein! Aber mit eigenen Augen muß ich sehen, daß der Grünröckler sie nicht weggeholt hat über Nacht.“

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihr: schwarz und verdorrt lag der Acker da, gestern noch so frisch und schön. Schwarz und verdorrt ließen die Stauden ihre Blätter und Stengel hängen, die gestern noch in saftigsten Grün gestanden, schwarz und verdorrt senkten die Blütendolden, die gestern noch in so schönen Farben geprangt, ihre Köpfe. Es war, als habe ein Feuer sie versengt, als habe ein Frost sie getötet. Und darüber schwebte ein stinkender Dunst. In der Angst ihres Herzens riß Lisbeth eine Stau aus dem Boden; Flecken, gleich schwarzen Brandmalen, bedeckten die einen Knollen, andere waren schon ganz schwarz und verdorben. Hin, unwiederbringlich hin war Lisbeths letzte Zuversicht.

Aber nicht allein in der Schachenhütte war der Jammer los. Land auf, Land ab erhob sich tausendstimmiges Wehgeschrei. Land auf, Land ab war über Nacht ein Fluch ausgebrochen über den Erdäpfel, des Menschen treuesten Freund, der ihm bisher nie im Stich gelassen, weder in trockenen noch in nassen Jahren. Land auf, Land ab waren die Erdäpfelfelder schwarz und ein stinkender Pesthauch lag darüber.

Man sagt, überall wo die Erdäpfelfelder schwarz geworden, da sei der Grünröckler vorbeigegangen und habe seine giftigen Blicke darauf geworfen. Und wo es am schlimmsten gewesen, das sei da, wo er stehen geblieben, eingekehrt und einen Handel geschlossen habe.

Anknüpfen: Die Kartoffeln könnten dem Lande zum Segen werden, wenn sie als Nahrung, nicht als Gift verwendet würden. Der Bauersmann darf beim guten Kartoffelmahl heute noch die Herrenkost verachten, wie es einst Matthias Claudius tauge:

Kartoffellied.

Pasteten hin, Pasteten her,
Was kümmern uns Pasteten?
Die Kümme hier ist auch nicht leer,
Und schmeckt so gut als bonne chère
Von Fröschen und von Kröten.

Und viel Pastet und Leckerbrot
Verdirbt nur Blut und Magen.
Die Köche kochen lauter Not,
Sie kochen uns viel eher tot;
Ihr Herren, laßt's euch sagen.

Schön rötlich die Kartoffeln sind,
Und weiß wie Alabaster!
Sie dün sich lieblich und geschwind,
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster.

Die Regierungen verboten das Brennen von Kartoffeln oftmals. Aber es wurde sehr viel Land zum Kartoffelbau verwendet, und die Bauern hatten keine andere Verwendung für die Kartoffeln.

Vor 50 Jahren gab es im Bernbiet 600 Großbrennereien, die den Kartoffelstengel in einen Fluch verwandelten. In 10 000 Bauernhäusern wurde Härdöpfel hergestellt. Dazu wurde der Fusel in allen Wirtschaften, deren es damals fast so viele gab wie heute, fabriziert. Schnaps war in jedem Quantum und zu jedem Preise zu haben. Der Schnaps, der damals gebrannt wurde, hätte einen Brunnen speisen können, der ein Jahr lang Tag und Nacht ununterbrochen 6 Maß (zu 1½ Liter) in der Minute spendete. Und dabei gab es kein Abwasser, es wurde alles getrunken.

Die Bauern trieben mit dem Schnaps Geschäfte, sie fuhren über Land und verkauften ihn. Was aber schlimmer war, der Branntwein, der vorher nur als Arznei betrachtet wurde, und dessen Herstellung man nur den Ärzten erlaubt hatte, wurde jetzt zum Hausgetränk. Es wird erzählt, die Zigeuner hätten zum erstmal Schnaps und Schnapsbrennkunst ins Land gebracht. Was armen wandernden Leuten recht war, das war jetzt dem Bauer billig. An die Stelle der Milchsüssel trat beim Znüni und beim Zimmis das Gläschen. Der Schnaps wurde auf dem Felde, in den Häusern, auf größeren Arbeitsplätzen zum täglichen Getränk. Schnaps wurde selbst von Mädchen in den Wirtschaften verlangt. Erzählen nach der Einleitung zu Gotthelfs „Wie fünf Mädchen jämmerlich im Branntwein umkommen“. (Diese Erzählung sonst vorsichtig verwenden.)

Besonders berüchtigt als Schnapsgegenden waren Gebiete, wo der Schnaps gar nicht hergestellt, jedoch billig verkauft wurde, so der Berner Jura. Der Pfarrer Arnold Bovet im Juradorf Sonvilier sah einen jungen Menschen in einer Wirtschaft sitzen, er trat ein und warf dem verdutzten Bruder das Glas zum Fenster hinaus. Viele Männer, die das Übel nicht auf sich beruhen ließen, klagten und sagten: Wenn die Leute doch nur Wein trinken wollten statt den Teufelsfusel! Wie kamen sie auf diesen Gedanken?

Die Brenner durften den Schnaps verkaufen. Man verlangte von ihnen eine Steuer, aber das nützte nichts. Sie zahlten die Steuer gerne, wenn sie nur weiterbrennen durften. Mit Schnaps zahlten sie den Tagelöhnern den Lohn aus, andere hatten mit den Mietleuten das Abkommen getroffen, daß sie beim Bauer Schnaps kaufen mußten. Durch solche Gefälligkeit kam der arme Mann zu dem Hochgefühl, das ganze Jahr nach Herzenslust trinken zu dürfen.

Die Leute waren recht unwissend, sie lasen keine Zeitung und kein Buch, die Arbeit war schlecht bezahlt, und die Verführung war groß. Viele Kinder wurden bei Gelagen zum Schnaps verführt. (Die Macht der Verführung beschreiben an Hand von Gotthelfs „Dursli der Branntweinsäufer“.)

Besprechen: Was macht man heute mit den Kartoffeln? Warum werden heute keine Kartoffeln mehr in Schnaps verwandelt? Wie kam es dazu, daß die Bauern auf das Kartoffelbrennen verzichteten?

Bei Kleinen nur kurz berühren. Bei Großen ausführlich erzählen, wie durch die Alkoholgesetzgebung von 1885 der Kartoffelschnaps nur noch von staatlichen Brennereien hergestellt werden durfte und wie seit dem Weltkrieg das Kartoffelbrennen nicht mehr ausgeübt wird.

Vergleichen mit der Obstbrennerei. Neue Schnapspest und ihre Bekämpfung.

Zur Illustration der geschichtlichen Darlegungen können mit Vorteil verwendet werden die beiden ausgezeichnet ausgeführten Wandbilder von Courvoisier: „Altväterisch und fortschrittlich“, die zu 1 Fr. bei der Schweiz. Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus in Lausanne (Avenue Dapples, 5) zu beziehen sind. Aus dem demnächst erscheinenden „Hilfsbuch für Nüchternheitsunterricht“. (Lausanne, ca. 200 Seiten).

M. Javet.

Schnaps für schweizerische Schulkinder

Wir erfahren, daß — nicht vor 100 Jahren —, sondern am 8. Juli 1928 im Oberaargau an einem Schulfeste den Kindern Tee verabreicht worden war, dem man Schnaps beimischte. . . . „damit die Kinder kein Bauchweh bekommen“.

Ob's viel oder wenig Schnaps war wissen wir nicht. Es kommt auch nicht darauf an, ob's den Kindern duselig wurde oder nicht. Aber das muß man diesen Kinderfreunden offenbar noch sagen: Wenn man Kindern Freude machen will am Schokoladessen, so ist das beste Mittel dazu, ihnen Schokolade zu schenken, und wenn ihnen von der Schule aus Schnaps verabreicht wird, so ist das ein ausgezeichnetes Mittel, sie zu Schnapsliebhabern zu erziehen.

Wollten das unsere Leute im Oberaargau? Wenn ja,, wenn nicht, dann sollen die Zuständigen das nächste Mal besser überlegen, was sie tun.

(„Schnitz“, Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus, Lausanne.)

„König Alkohol.“

„Wieder eines der bekannten Tendenzbücher,“ denke ich, wie ich den Titel „König Alkohol“ auf einem jüngst erschienenen Band lese. Doch der Verfasser Jak London fesselt mein Interesse, daß ich gespannt zugreife. Es ist der berühmte und vielgelesene amerikanische Volksschriftsteller. Er starb 1916, seine Werke gingen aber durch die Übersetzung erst in den letzten Jahren in unser Schriftgut über. Sein Buch „König Alkohol“ wird als Höhepunkt bezeichnet und verdient durch den Gegenstand, den es behandelt, besondere Beachtung. Die Lektüre veranlaßt mich, kurz auf seine Eigenart hinzuweisen.

Zurückschauend schildert der Dichter aus Distanz die Macht und Bedeutung des Alkohols in seinem Leben. Es ist eine Autobiographie von besonderem Gesichtspunkt aus erzählt. Das Leben Londons, an Abwechslung und Abenteuer so reich, ist für eine solche Studie besonders verlockend. Wir treffen ihn als Zeitungsjungen, Fabrikarbeiter, „König“ der Austernfänger im Meerbusen von San Franzisko, Robbenjäger im Stillen Ozean, Kohlschauler, Student und schließlich als Schriftsteller. Macht und Ohnmacht des Alkohols wechseln mit diesen verschiedenen Lebenslagen. London ist eine Kraftgestalt, physisch und geistig. Als Kohlschauler bewältigt er die Arbeit allein, für die die Fabrikleitung vorher zwei kräftige Männer benötigte. Während seines Studiums für das Maturitäts-examen erledigt er ein Pensum in vier Monaten, das regulär zwei Jahre Arbeit erfordert. Da befürchtet man, dass die Universitäten ihre Ansprüche an die Vorbereitungsanstalten erhöhen würden und er wurde vom Direktor entlassen. Ohne Anleitung und ohne Laboratorium setzte er darauf seine Studien fort und führte sie zum guten Abschluß.

Aber er scheut sich auch gar nicht, seine schweren Blößen und Schwächen zu zeigen und zwar ohne jede Schönfärberei. Das Buch stellt vornehmlich Tatsachen fest und ist frei von sentimental Betrachtungen.

Nicht das physische Verlangen führte ihn zum Alkohol, er verspürte sogar einen eigentlichen Ekel und Widerwillen, sondern vermeintliche und wirkliche Pflichten der Gesellschaft, des Anstandes, der Kameradschaft. Auch nach der Angewöhnung war es nicht die physische Wirkung, die ihn fesselte, sondern die betäubende Beeinflussung des Geistes. Er schreibt:

„Während meiner Fahrten auf der Bucht nahm ich keinen Alkohol zu mir; und niemals kreuzte, wenn ich auf der Bucht war, der Gedanke an Trinken und der Wunsch darnach mein Hirn. Erst am Quai in den Versammlungsstätten der Männer, wo das Trinken blühte, empfand ich es als soziale Pflicht und als Ritus der Männlichkeit, Getränke für andere Männer zu bezahlen oder von andern Männern anzunehmen.“

Viele von meinen Freunden und Bekannten tranken, wenn auch keiner als Trinker gelten konnte. Sie tranken mäßig und ich trank ebenfalls mäßig mit ihnen als Kamerad und gern gesehener Gast. Trank ich bei andern, so mußte ich natürlich in meinem eigenen Hause auch zu trinken geben. Ich schaffte mir daher einen Vorrat an Bier, Whisky und Rotwein an. Doch auch hier trank ich nur, wenn andere tranken, und es war für mich nichts als ein Akt gesellschaftlicher Höflichkeit. Wenn keine Freunde zu mir kamen, nun, dann trank ich überhaupt nicht.“

Und eindrucksvoll bezeugt dieser Riese an Lebens- und Leistungskraft: „Groß ist die Macht König Alkohols, dieses wilden Tieres, dem wir gestatten, frei herumzuschweifen, und dem wir tödlichen Tribut entrichten vom Besten, was wir haben: Jugend, Kraft und Edelmut.“

Das Buch bietet wertvolle Einblicke in die Psychologie des Alkoholgenusses und schildert nebenbei in packender Weise amerikanische Verhältnisse aus der Zeit vor dem Alkoholverbot von 1920. Es fesselte mich und veranlaßte zum Wiederlesen, läßt es sich doch gut verwenden für die reifere Jugend.

M. W.